standen die „Wüstungen", wie ... sich bei fast allen Städten, besonders in Niederdeutschland feststellen lassen. Die Lage dieser ehemaligen Siedlungen zu bestimmen, würde heute nach Durchführung der Verkoppelung unmöglich sein, wenn nicht die alten Flurnamen einen Fingerzeig gaben. An das Dorf Elsinghausen erinnern zum Beispiel Flurnamen wie „Elfinger-Landwehr, -Warte, -Grund, -Berg, -Trift" usw., an das Dorf Holthausen Flurnamen wie „Hölter-Weg, -Klei, -Kreuz, -Feld, -Landwehr, -Grund", usw. Selbst die eigentliche Dorfstätte, wo die Häuser standen, läßt sich genauer durch die Flurnamen feststellen, zum Beispiel für das untergegangene Dorf Stalpe durch die Flurnamen wie „Stalperlinde, Stälper Sod (Brunnen), in den Höfen zur Stalpe" usw. Auf diese Möglichkeit, wüste Ortschaften auf Grund der Flurnamen zu bestimmen, sei hier ausdrücklich hingewiesen, zumal sich in den einzelnen Ortschaften immer mehr das Bestreben bemerkbar macht, die Wüstungen aufzuzeichnen und ihrer Lage nach zu bestimmen.

Die Feldmark selbst zerfiel in privates Ackerland und Gemeindebesitz (Wald und Weide). Aus den Flurnamen läßt sich feststellen, daß das Land von Dörfern und nicht von Einzelhöfen besiedelt war. Denn der Boden war unter die Bewohner nach „Wenden" oder, wie sie in Süddeutschland heißen, nach „Gewannen" aufgeteilt, und die Wenden selbst zerfielen wieder in lange Streifen, die nach dem uralten Maße entweder „Ruten" oder „Gerten" genannt wurden. So gab es eine „vorderste Wende, hangende Wende, faule Wende" usw., und in diesen ein Dreigart — drei Ruen, ein Fünfgart — fünf Ruten, deren vier einen Morgen bildeten. Die einzelnen Bezirke der Ackerflur wurden durch besondere Eigentümlichkeiten näher bestimmt, meist durch Bäume und Gebüsch wie „bei der Krâheneiche, bei der kurzen Eiche, bei der krumpen Eiche, bei der Fahnenbuche, unter den Birken, am Kappenbusch, am Lüllingbusch, bei der Pappeln, bei der langen Rieke" (=Hecke) u. a. m. Andere Bezeichnungen wurden hergenommen von den Teichen, wie „bei dem Krähenteiche, am Nonenteiche", wieder andere von charakteristischen Eigentümlichkeiten, wie „auf dem Rabenstiftag", das „Schulterstück". Sehr beliebt waren auch die Lagenbezeichnungen nach den Kreuzen und Heiligenhäuschen, die die Frömmigkeit der Besitzer an vielen Stellen der Feldmark errichtet hatte, zum Beispiel „beim hohen Kreuze, beim kurzen Kreuze, auf der Kreuzbreite, beim Josefsbusche, am Judasbaum, beim heiligen Stämmchen oder Pöschen".

Von den gemeinen Weidegründen war der größte Teil für die Kuhherden bestimmt, deren sechs entsprechend der Zahl der eingepflanzten Dörfer aus der Stadt auf die „Brüche" wie das „Stadtheimer, Heringhauser, Hülsteder Bruch" gingen. Für das junge Vieh waren besondere Plätze ausgeschieden, der „Kälberkamp" und der „Stärkenkamp". Den Schweineherden dienten die „Saupläte", und die Gänse wurden auf die „Gösselnbreite" getrieben. Die Kuhherden gingen auch in den Wäldern auf die Weide, daher Flurnamen wie „Kuhholz" und „Ochsenholz", auch die jungen Pferde wurden ursprünglich in die Wälder getrieben, wo sie halbwild aufwuchsen, was noch der „Fohlenbusch" andeutet. Am wichtigsten waren jedoch die Eichen- und Buchenwälder, die „fruchtbaren Bäume", für die Schweinemast. Zu diesem Zwecke wurden in den Wäldern während der Mastzeit eigens Schweine alle errichtet, in die die Schweine der Markgenossen von dem Schweinhirten des Nachts getrieben wurden. Daran erinnern noch die in verschiedenen Wäldern sich findenden Ortsnamen „Ein Teil der Wälder, der mit niederem Gehölz bewachsen war, mußte den Markb... liefern, daher die Bezeichnungen ...schogholz, Brauntholz, Brabenbusch". Daß in früheren Zeiten das Raubwild noch stärker in den Wäldern hauste, beweisen die Namen „Boßbusch" und „Wolfstal".

In dem verzweigten Wegenetze, das die Feldmark überdeckte, unterschied man zunächst die breiten „Hudetriften" über die die Herden zu den Gemeindeweiden getrieben wurden, ferner die Fahrwege zu den Ackerländern, wie „Bönninghauser Fahrweg", weiter die Fußpfade, die meist quer über die Länder gingen und deshalb „Nichtepad" genannt wurden und schließlich die „Milchgassen" und „Milchpfade" über die die Frauen und Mädchen aus der Stadt nach den sogenannten „Nonnenplätzen" gingen, wo des Mittags die Kuhherden zusammengetrieben waren, um die Milch zu holen. Ueber die Bäche führten entweder schmale Stege für die Fußgänger, die sogenannten „Schemms", oder für den Wagenverkehr die Brücken.

Auch der alte Kulturen, die heute nicht mehr in der Feldmark gepflegt werden, belehren uns die Flurnamen. Der „Weinberg" beweist, daß selbst in dieser Gegend im früheren Mittelalter, als der Transport aus den eigentlichen Weinbaugegenden noch sehr schwierig und unsicher war, Wein gebaut wurde, der besonders zu liturgischen Zwecken (...) war. Der „Hopfengarten" und „Hopfenweg" verraten, daß hier früher reger ... ote, als noch jedes Städtchen und Dörfchen das Bier braute, und Flurnamen wie „die Flachsrote" deuten darauf hin, daß in früheren Zeiten die meisten Haushaltungen selbst den Flachs bauten.

Kulturgeschichtlich lehrreich sind die Flurnamen wie „die Klause" und ähnliche, wonach sich an diesen Punkten Einsiedler (Klausner) niedergelassen hatten, ferner Bezeichnungen wie „beim Seuchenhause" und „Seuchenbrunnen", die darauf hinweisen, daß hier früher ein Haus für die Aussätzigen stand, wohin diese Unglücklichen aus der Gesellschaft verwiesen waren. „Der Tummelplatz" gibt uns die traurige Gewißheit, daß auch hier einst der Hexenwahn die Geister gefangen hielt, und die Namen „bei dem Gerichte, beim Galgenplatz", geben die Stätte an, wo die Verbrecher hingerichtet wurden. Auch die Rechtsgeschichte kann aus den Flurnamen lernen. „Beim freien Stuhle" wurde das Frei- oder Femgericht von den Freischöffen unter dem Vorsitze des Freigrafen gehalten, unter der „Stockheimer, Hüfteder, Hölterlinde" kamen die Flurgenossen unter dem Vorsitze des Holzgrafen zusammen, um das Bauerngericht zu hegen, und auf dem „Fronhofe" des in der Stadt gelegenen Stiftes fanden sich die hofhörigen Leute (Leibeigenen) der genannten Grundherrschaft zum Hofgerichte unter dem Schulzen ein.

So sind denn die Flurnamen nicht nur für den Sprachforscher eine wahre Fundgrube lehrreicher Beobachtungen, sondern sie bilden auch eine wertvolle Geschichtsquelle für den Historiker, zumal für den, der die Geschichte einer Stadt schreiben will. Denn was er in den Urkunden, Ratsprotokollen, Willküren usw. manchmal vergebens sucht, darüber klären ihn die Flurnamen auf, und ehe er daran geht, seine Untersuchungen zu veröffentlichen, sollt er sich aus den alten Flurkarten, Grundbüchern und Schatzungskatastern über die Feldmark und ihre Namen eingehend unterrichtet haben. Es ist daher zu begrüßen, daß der „Westfälische Heimatbund" wie schon vor dem Kriege, so jetzt wieder in einem Schreiben an die Oberbürgermeister, Bürgermeister und Amtmänner Westfalens auf die Wichtigkeit der Sammlung der alten Flurnamen hinweist, damit auch in unserer Heimat diese Angelegenheit in Angriff genommen und zum Abschluß gebracht wird. Dazu ist die Mitarbeiter breiter Kreise erforderlich, und freiwillige Helfer heranzuziehen und über ihre Aufgabe zu unterrichten, war auch der Zweck dieser Zeilen.

Die Kosaken in Gevelsberg.

Von **Bruno Zierenberg.**

Auf dem Gevelhofe war alles in heller Aufregung. Knapp vierzehn Tage nach der Schlacht bei Leipzig waren die Kosaken ins Ennepetal eingeritten, ein Trupp von den Reitern des Generals Jussupowitsch, wilde Gestalten mit struppigem Haar und langen Bärten. Ihre tückischen kleinen Schlitzaugen schielten in jeden Winkel, spähten durch jeden Ritz. Bald hier, bald dort sah man sie, und nie stand ihnen der Mund still. Acht von diesen Söhnen der Steppe waren auf dem Gevelhofe einquartiert worden. Die Bäuerin bekam das Grausen. Wohin sollte sie mit diesen kleinen, ungewaschenen und ungestriegelten Kerlen? In die Stuben und Kammern? Unter keinen Umständen! Vor Ungeziefer hatte sie eine Heidenangst und vor Leuten, die damit behaftet waren, einen unüberwindlichen Abscheu. „Dau se inne Schuer!" befahl ihr Mann in seiner kurzen, gebieterischen Weise. Das war auch die einzige Möglichkeit. Also mußte Kathrin schnell die Scheune aufschließen und eine Strohlage aufschütten. Die kleinen, flinken Pferde, nicht minder struppig wie ihre Reiter, mußten allerdings in den Ställen untergebracht werden, wo sie gut versorgt wurden. Dann ging's ans Essenkochen. Der größte eiserne Topf wurde herbeigeholt, über die Feuerstelle gehängt und mit Wasser gefüllt. Ein ganzes Faß Sauerkraut verschwand darin, wurde aber nicht lange darin belassen; denn einer von den Kosaken näherte sich mit den Händen fuchtelnd und vergnüglich grinsend dem Topfe zu, rührte und stocherte mit seiner langen Lanze darin herum, befühlte flüchtig eine Probe und bedeutete dann dem Mädchen, daß das Gericht tafelfähig sei. „Na, dann friattet den Kapps roh!" brummte Kathrin mit schlecht verhehltem Widerwillen, gab jedem einen Napf und dem lanzenschwingendem Sprecher eine Tüte mit gemahlenem Pfeffer und zwei Hände voll ungeschälter Zwiebeln. Der stieß einen Juchzer aus und rief seine Kumpane alle herbei. Im Nu waren die Näpfe gefüllt und mit dem Gewürz und den grob zerschnittenen Zwiebeln durchmengt. Jeder bekam noch ein Stück Speck, den er sich auf das mitgebrachte Schwarzbrot legte. Dann hörte man nur noch Schmatzen und das Knirschen der Zwiebeln. Alle nickten Kathrin heiter zu. Einige wollten ihr sogar die Hand schütteln. Sie aber machte, daß sie ins Haus kam, wo sie den Hergang in allen Einzelheiten aufgeregt erzählte. Gabeln habe sie nicht bringen brauchen, berichtete sie. Auch ihre dreckigen Messer hätten die Kerle nur wenig benutzt, vielmehr den Speck zumeist mit den Zähnen zerrissen und den ganzen Klumpatsch mit den Fingern in das breite Maul geschoben. Sie war aber mit ihrem Bericht noch nicht fertig, da stand der Kerl mit der kühnen Lanze wie hereingeschneit in der Küche und verlangt in seinem drolligen Kauderwelsch „ein Schürtin, nicht minder neugierig Knecht und Magd durch die Fensterscheiben, was nun vorging.

Die Dämmerung hatte mittlerweile Besitz vom Gevelhofe genommen. Aber die Kosaken zündeten hurtig ein Feuer an und erhellten so den Hof. Ihre Absicht war allerdings eine andere.

Das Holz prasselte, die Flammen schlugen hoch auf, und ein Feuerregen sprühte auf und ab, wenn die Lanzen in den Holzstoß fuhren. „Donnerkiele!" schrie da Krischjan, der Knecht, „dä het jo 'n Fätten di sich!" Tatsächlich wurde ein Fäßchen herbeigerollt — woher sie es hatten, mochte der Henker wissen — und kunstgerecht angeschlagen. Rötlich glänzte der helle Branntwein bei dem Schein des Feuers in den schmutzigen Bechern aus Kuhhorn. Das Schüreisen wurde in die Glut gestoßen. Einer nach dem andern hielt die glühende Spitze in das gehörig gefüllte Trinkglas, und wuppdig! — ging der feurige Trank die Kehle hinunter. „Nee, so'n Viehzeug!" entsetzte sich die Bäuerin. Der Gevelhofbauer aber meinte, das sei Ansichtssache. Ein unvermischter Schnapsgrog sei immer noch besser als ein halt getaufter Klarer. Und auf den fetten Speck bekomme so etwas vorzüglich.

Das Trinkgelage dauerte wohl 2 Stunden, zuweilen durch einen eintönigen, schleppenden Gesang belebt. Eine ordentlich gefügte Melodie schien nicht darin zu liegen. Der Gevelhofbauer war zu unmusikalisch, um sich viel dabei denken zu können. Aber auch die Bäuerin vermeinte immer dieselben Tonabstände zu vernehmen und wußte sich keinen Vers auf diese Musik zu machen. Kathrin dagegen war, wie immer, schnell mit dem Urteil fertig. „Dat klinget so ähnlich, at wenn use Karo nachts hürt," schloß sie ihre Kunstbetrachtung, ging hinaus und holte die Eßnäpfe, die die Kosaken in dankbarer Erkenntlichkeit schön in einer Reihe aufgestellt auf die Haustreppe gesetzt hatten.

Zuletzt hörte das Singen gänzlich auf. Der Branntwein hatte offenbar seine Wirkung getan. Einer nach dem andern verließ die Feuerstätte und kroch ins Scheunenstroh. Leider war die Ruhe nur von kurzer Dauer. „Der kleine Ataman! Der kleine Ataman!" erscholl plötzlich die Stimme des Lanzenschwingers, der als einziger wach geblieben war. Wie der Wind fegte ein Reiter auf den Hof, anders aussehend als die Kosaken, wenngleich von russischen Typus. Die Uniform, knapp und flott, verriet den Offizier. Das Haar, glänzend schwarz, lang und strähnig, war durch einen Scheitel geordnet. In der Rechten hielt er den Kantschu, die berüchtigte Peitsche des russischen Vorgesetzten. Alle sprangen auf. Nur ein kurzer dicker Kosak, der des Guten zuviel genossen hatte, erhob sich schlaftrunken, um sogleich wieder umzufallen. „Verfluchtes Schwein!" schrie der Offizier, sprang ab, und drei-, viermal sauste die Peitsche auf den Rücken des Bezechten hernieder. Ein deutscher Soldat hätte in dieser Verfassung wahrscheinlich vor Schmerz und Wut aufgeheult, der Kosak aber lächelte, kroch mühsam hinzu, sah mit einem hündischen Blick zu dem jungen Wüstling auf und küßte den Saum seines Rockes.

Piepenbrink un dei Amtmann.

Van **Robert Koch.**

In Hagen, ower vüer diattig, vättig Johren was et, do liawere do en Weert met Namen Piepenbrink. Dei was luter voll Spöltke und Dummheiten. Wat Gruawheit anbelangere, do was hei unüewerdruapen im ganzen Suerlanne. Ower lustig gung et immer bi iahm hiar, dat mochte man iahm loten. Sowat trock de Lü an und brachte iahm düchtigen Taulöip. Tieger jedenein saggte hei „Du", dat konn sien, düarnehm oder gering, dat was iahm egal. Wann sieck do einer in opponere, diam fouhr hei üewer dat Mul, dat et sone Art harr. Dat gauwte dann manchen Spaß. Kam do ock es eines Dages dei Amtmann van Bräckerfelle in sine Weertsstuawe. Dei harre op diam Landrotsamte te daun hatt un woll sieck iawen ein drinken. Piepenbrink schluachere no iahm hien un freig: „Wat sak die brengen, most du ne Tulne oder ne Kloren?" Dei Amtmann was platt. Wie konn dei Käl sieck unnerstohn, tieger iah, dian Amtmann van Bräckerfelle, so mir nichs, di nichs „Du" te segnen. Dei Bestand bleim iahm bolle stohn. Hei schnauzere ne es ahn: „Wissen Sie nicht, wer ich bin? Ich bin der Amtmann von Bräckerfeld!" Min Piepenbrink heiß sieck üm: „Jo, Käl, dann steihste en de——tt ut."

Verantwortlich: Ernst Lorenzen in Hagen.
Druck und Verlag von Gustav Butz in Hagen.

Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 10 — Oktober — 1926



Wetter, Freiheit

Zeichnung von Ernst Erbe, Hagen

Westfälische Heimatschriftsteller aus älterer Zeit.

Von Dr. **Fritz Chlodwig Lange.**

Die im letzten Vierteljahrhundert und ganz besonders in den Jahren nach dem großen Kriege vermehrte Beschäftigung zahlreicher Berufener mit Geschichte, Kunst und Volkstum der einzelnen deutschen Landschaften und Stämme, sowie die auch in der Tagespresse einen breiteren Raum als früher einnehmenden heimatkundlichen Arbeiten könnten der Meinung Vorschub leisten, die Erforschung und schriftstellerische Darstellung der engeren Heimat seien recht eigentliche Errungenschaften unserer Epoche. Gleichwohl hat es heimatgeschichtliches und volkskundliches Schrifttum schon in früheren Zeiten gegeben. Auch das westfälische Stammesgebiet, dessen Zusammenhang durch die vielen Grenzen seiner politischen Gebiete Jahrhunderte hindurch stark beeinträchtigt war, hat schon eine sehr alte heimat- und stammeskundliche Literatur und wird schon im 15. Jahrhundert von Heimatschriftstellern als einheitliches Ganzes erforscht und dargestellt.

Der älteste Schilderer Westfalens und seiner Bewohner von dessen schriftstellerischer Tätigkeit wir Kunde haben, ist ein frommer Kartäusermönch: Werner Rolevinck aus Laer bei Horstmar. Er lebte von 1425 bis 1502, scheint aus bäuerlichem Geschlecht hervorgegangen zu sein und erwarb sich frühzeitig durch seine Gelehrsamkeit einen berühmten Namen. Lange Jahre lebte er im Kloster zu Köln; dort soll er 77jährig an der Pest gestorben sein. Dieser gelehrte Geistliche beschäftigte sich neben seiner übrigen wissenschaftlichen Tätigkeit aus Liebhaberei mit heimat- und besonders stammeskundlichen Studien, aus denen auch sein uns erhaltenes Heimatbuch hervorging; es ist in lateinischer Sprache abgefaßt und trägt den Titel: „De laude veritis Saxoniae nunc Westphaliae dictae." (Preis des alten Sachsenlandes, jetzt Westfalen genannt;*) im Jahre 1865 ab Ludwig Troß dieses älteste westfälische Heimatbuch mit deutscher Uebersetzung neu heraus. Von besonderem Interesse ist darin die, von liebevoll in die Volksseele eindringendem Verständnis zeugende Charakteristik der westfälischen Stammeseigenart. Wie einst der Römer Tacitus die Sittenstrenge der Germanen pries, so rühmt auch Rolevinck an seinen Landsleuten die Reinheit der Sitten, Treue und zuverlässige Ehrlichkeit. Recht im Gegensatz zu verschiedenen späteren, gerade in diesem Punkte minder günstig urteilenden Autoren steht Rolevinck mit seiner hohen Meinung über die friedfertige Gesinnung der Westfalen. Worte der Anerkennung widmet er dann auch ihrem Fleiß und Arbeitssinn, sowie der unermüdlichen Zähigkeit, mit der sie sich — einer gewissen angeborenen Schwerfälligkeit zum Trotz — in anderen Ländern und Gegenden durchzusetzen, Beschäftigung und Erfolg zu finden wüßten: da wird rühmend des Altenaers gedacht, der in der Fremde das Amt eines Totengräbers bekleidet, des Borkeners, der eine Herberge für die Nordseeschiffer inne hat, oder gar des glücklichen Steinfurters, der in dem fernen Venedig ein reicher, angesehener Mann geworden ist. Mit Stolz weist Rolevinck auf die männliche Tüchtigkeit hin, die in seiner Heimat zu Hause ist: „Westphalia non vinifera sed virifera." (Westfalen bringt zwar keinen Wein hervor, wohl aber echten Marmor.)

Nicht immer nur günstig lauten die Urteile, die im Laufe der nächsten beiden Jahrhunderte von verschiedenen Schriftstellern über Westfalen und seine Bewohner gefällt werden. Allerdings tritt vorläufig in Westfalen kein eigentlicher Heimatschriftsteller von dem Schlage Rolevincks auf. Die erhaltenen, keineswegs immer objektiven kritischen Stimmen aus dem 16. und 17. Jahrhundert rühren vielmehr fast durchweg von gelegentlichen Besuchern her, denen — zumal, wenn es verwöhnte, vornehme Herren des Auslandes sind — das alte Niedersachsen meistens recht unwirtlich, rauh und barbarisch erscheint. Nicht viel anders urteilt etwa der berühmte belgische Humanist, der von 1547 bis 1606 lebte und wohl schon während seiner Studienzeit auf der Jesuitenschule zu Köln, dann aber bei seinen vielen Reisen mehrfach mit Westfalen in Berührung kam, aber wenig Verständnis für die besondere Eigenart der Bewohner hatte.

Noch weniger berufene Beurteiler waren die weltmännischen Diplomaten, die in Münster und Osnabrück den Westfälischen Frieden schlossen. Auf der Durchreise durch die westfälischen Dörfer, Flecken und kleineren Städte mögen die oft primitiven Gasthäuser, sowie die volkstümlichen Speisen und Getränke der Landbewohner bei den großen Herren recht wenig Beifall gefunden haben; und so erklärt sich manches harte Urteil aus jener Zeit. Bei dieser Gelegenheit sei an den amüsanten Schreckensruf erinnert, den der päpstliche Gesandte beim Westfälischen Frieden, der Kardinal Fabir Chigi, der spätere Papst Alexander VII., in Lengerich ausstieß, als man ihm „Gräsing" (das dortige dicke und etwas trübe Bier, statt mit Hopfen, damals mit einer Art wilden Rosmarin gewürzt) anbot: „Adde parum sulphuris et erit potus infernalis." („Zu' noch etwas Schwefel hinzu, und fertig ist das Höllengebräu.") Auch das schwarze westfälische Brot findet in jener Zeit bei Landfremden, selbst wenn es Deutsche sind, keine Liebhaber. In Grimmelshausen berühmtem Roman „Der abenteuerliche Simplicissimus" (1668) äußert sich der Held recht mißvergnügt darüber, daß er hätte in Westfalen „den treugen Pumpernickel gewaltig beißen" müssen und daß ihm dort seine „Kehl von dem schwarzen trucken Brot ganz rauh" geworden sei. —

Doch zurück zur eigentlichen Heimatschriftstellerei. Ein wirklicher Kenner und liebevoll verstehender Schilderer Niedersachsens und ... mit seinem Volkstum tritt uns erst wieder in dem

Osnabrücker Justus Möser, der von 1720 bis 1794 lebte, entgegen. Er studierte in Jena und Göttingen Jura, Philologie und Literatur, wurde Sachwalter der Landstände zu Osnabrück, Syndikus der Ritterschaft und starb als Geheimer Justizrat. Neben seiner großen Berufsarbeit übte er eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit aus. Seine Dichtungen — so etwa sein Trauerspiel „Arminius“ haben keine höhere Bedeutung; seine Prosaschriften hingegen, zumal seine, der heimatlichen Volkskunde gewidmeten Werke zählen zu dem Besten, was nicht nur in jener Zeit, sondern überhaupt über Westfalen geschrieben worden ist. Sein bekanntestes und bestes Buch sind die „Patriotischen Phantasien“, eine 1776 zusammengestellte Auswahl aus seinen Abhandlungen, die er für die von ihm gegründeten „Wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter“ verfaßt hatte. Neben den „Patriotischen Phantasien, es war vor allem die „Osnabrückische Geschichte“, (1768), die Möser zu einem der bedeutendsten westfälischen Heimatschriftsteller, geradezu zum Vater der neuen deutschen Volkskunde überhaupt gemacht hat. In gedankenreicher, dabei klarer und volkstümlicher Sprache bekämpft Möser immer und immer wieder der Unnatur und Ausländerei; bald mit humorvoller Laune, bald mit psychologischem Tiefblick weist er auf die Vorzüge der Heimat hin. Auf ganz neuartige Weise vertieft er sich in die Geschichte und Besiedelung Westfalens, behandelt den Hausbau, das Leben der Bauern, die volkstümlichen Trachten und die heimischen Erzählungen und Belustigungen; in ganz modernem Sinne entwickelt er bereits den Gedanken der Heimatkunst und des Heimatschutzes. Ein begeisterter Verehrer Mösers und seiner heimatlichen Werke war bekanntlich Goethe, bei seiner ersten Begegnung mit Karl August gaben die „Patriotischen Phantasien“ den Gesprächsstoff ab. Im 13. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ charakterisiert mit liebevollem Scharfblick die hohen und neuartigen Werte des großen Osnabrückers. Goethe bezeichnet, da Mösers innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens als „im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswert.“ „Wie vorurteilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände auseinander, sowie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehen.“ „Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubricieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig.“ Wahrlich ein gewichtiges Lob!

Zu Oerlinghausen in Lippe schreibt im Jahre 1784 der Pastor von Cölln über Wesen und Eigentümlichkeiten des lippischen, rietbergischen und paderbornischen Bauern mit Sachkenntnis und abwägender Kritik. Viele Züge sind fraglos von ihm richtig erfaßt und dargestellt; wie weit seine Bewertung der geistigen und moralischen Qualitäten der einzelnen Stämme berechtigt ist, mage dahingestellt bleiben. Von Interesse dürfte es allerdings sein, zu erfahren, daß dieser Autor den Ravensberger Bauern für den intelligentesten und aufgeklärtesten hält. Aehnlich günstig urteilt über die Ravensberger Bevölkerung im Jahre 1786 der Pastor Schwager aus Jöllenbeck, der sich als Mitarbeiter des von P. F. Weddigen herausgegebenen „Westphälischen Magazins zur Geographie, Historie und Statistik“ als ein tüchtiger, verständnis reicher Heimatschriftsteller erweist. Ueber die Tecklenburger Bevölkerung hat ungefähr um die gleiche Zeit ein gewisser Holsche ziemlich objektiv und zutreffend, über die Stämme verschiedener westfälischer Landschaften der Osnabrücker Justus Gruner im Jahre 1802 mit allzu abfälliger Kritik geschrieben.

Als bedeutender niedersächsisch-westfälischer Heimatschriftsteller muß vor allem auch der Dichter Karl Immermann (1794—1840) genannt werden, der mit der „Oberhof“-Episode in seinem Roman „Münchhausen“ (1838—39) eine der schönsten und wahrsten Darstellungen westfälischen Bauerntums gab. Der berühmte „Hofschulze“ ist übrigens ein Porträt nach der Natur: das Vorbild dieser köstlich-bodenständigen Figur war der Landwirt Ewald Jesper in Meckingsen bei Soest. Noch heute sollen seine Nachkommen in der gleichen Gegend wohnen.

Immermanns künstlerisch hochwertige Schilderung hat mächtig dazu beigetragen, bei dem deutschen Publikum wachsendes Interesse für das westfälische Land und menschlich-freundliche Anteilnahme an seinen Bewohnern zu wecken. Die gleiche Mission erfüllte auch das Werk zweier anderer Dichter: „Das malerische und romantische Westfalen“ von Ferdinand Freiligrath und Levi Schücking. Dieses Werk sucht vor allem die abwechslungsreiche, befestete Landschaft, sowie die bewegte, schicksalserfüllte Geschichte Westfalens auf, läßt aber auch volkskundliches Wesen, Sagen und Gebräuche nicht ganz außer [illegible]

Endlich hat auch die größte [illegible]erin des westfälischen Annette v. Droste-Hülshoff (1797—1848) mit ihren „Bildern aus Westfalen“ (1840) ein wertvolles Heimatbuch geschaffen, in dem mit scharfem Blick und realistischem Erfassen, dann auch wieder recht mit poetischem Schwung und Zauber das Sauerland, die Paderborner und Münsterländer Gegend mit ihrem Bewohnern geschildert werden.

Manche dieser älteren Heimatschriftsteller sind zu Unrecht aus dem Blickfeld vieler westfälischer Heimatfreunde unserer Zeit entschwunden. Würden diese Zeilen dazu anregen, sich wieder einmal in die, von bodenständiger Kraft und Tüchtigkeit erfüllten Schriften Mösers, in den prächtigen Westfalen-Roman Immermanns und die „Bilder“ der Dichterin mancher charakteristische Zug, manche verborgene Schönheit der liebenswerten westfälischen Heimat auch dem heutigen Leser in neuem Glanze aufleuchten.

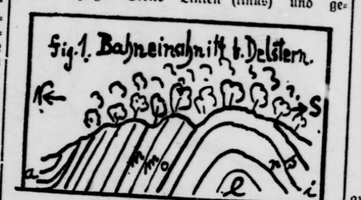
Wanderungen durch die Erdgeschichte unserer Heimat.

Von Dr. Herm. Budde.

III.

Weitere geologische Beobachtungen auf einer Wanderung von Delstern nach Dahl.

Bald nachdem die Eisenbahn den Bahnhof Delstern in der Richtung Ambrock verlassen hat, fährt sie links neben der Straße an einem großartigen Einschnitt vorbei. Hier wollen wir unsere Wanderung beginnen. Zunächst müssen wir uns den schönen Aufschluß aus der Ferne betrachten. Darum gehen wir über die Volmebrücke auf die Weiden hin und sehen von dort ein Bild, wie es Figur 1 zeigt. Steile Linien (links) und gebogene (rechts) treten deutlich hervor. Im Gestein wechseln rote, dunkle und graue Farbtöne miteinander. Die Linien sind die Grenzflächen von dickeren oder dünneren Gesteinsschichten. Die roten Gesteine sind rote Schiefer, die dunklen und grauen Gesteine Schiefer oder Grauwacken. Aus dem 2. Aufsatz wissen wir, daß sich alle diese Gesteine aus den Sand- und Schlammablagerungen des Devonmeeres gebildet haben. Die Schichten müssen also ursprünglich einmal wagerecht übereinander gelegen haben; denn auch die heutigen Ablagerungen in Teichen, Seen und Meeren liegen wagerecht. Es drängt sich uns die Frage auf: „Wie kommt es, daß die Schichten im Eisenbahneinschnitt nicht mehr wagerecht sind?“ Zum Verständnis können wir einen leichten Versuch machen: Wir legen mehrere verschieden gefärbte Tuchlappen aufeinander, beschweren sie mit einem Buch oder Brett und schieben alsdann die Tuchschicht von beiden Seiten zusammen. Auch eine mehrfach zusammengefaltete Decke genügt. Bei dem Zusammenpressen treten sogleich Faltungen auf, die um so größer werden, je stärker der Druck einwirkt. Deutung: Die Tuchlappen gleichen den verschieden gefärbten Gesteinsschichten in unserem Aufschluß. Wie die Tuchstreifen, sind auch die vor uns anstehenden Schichten in ihrer ursprünglich wagerechten Lagerung gestört und durch einen seitlichen Druck steil aufgerichtet und gebogen worden, es ist eine Schichtenfaltung entstanden. Die Aufwölbung der Schichten nennt der Geologe Sattel (siehe Fig. 1 bei e), die Einwölbungen (siehe bei a und f) bezeichnet er als Mulden.



In Figur 1 neigen sich die Schichten n, m, o nach Norden und r, s nach Süden, man sagt, sie haben ein nördliches, bezw. südliches Einfallen.

Wir kehren nun zur Straße zurück! Genauer können wir jetzt die Schichten und ihre Grenzflächen betrachten. Jede Schicht (z. B. die Schicht m) hat eine obere und untere Schichtfläche.

Dickere Schichten werden Bänke genannt. Der Geologe gebraucht nun nicht das Wort „Dicke“, sondern spricht von der Mächtigkeit der Schichten und Bänke. Zu Schicht m ist n die hangende, oder liegende Schicht. Die Namen Hangendes und Liegendes stammen aus der Bergmannssprache. Würden nämlich die Schicht m wegen eines Erzgehaltes abgebaut werden, so hinge n darüber und die Erzschicht läge auf o.

Leider dürfen wir wegen der Eisenbahn nicht nahe an die Felsen herantreten. Wir besuchen daher den großen, verlassenen Steinbruch gleich hinter der Wippermann'schen Fabrik. Alles können wir hier aus nächster Nähe nochmals feststellen: Einfallen der Schichten, Schichtwechsel, Schichtflächen, Hangendes, Liegendes. Ueberall liegen abgesprengte Blöcke von Gesteinsbänken (man kann sich wie auf eine Bank darauf setzen) umher. Einige sind stark von zahlreichen Rissen und Spalten durchzogen, kleinere zerbröckeln schon beim Anstoßen vollständig, Braunfärbung durch Eisenhydroxyd (Rost) ist durchweg zu erkennen. Die Verwitterung hat im ganzen Steinbruch (er liegt etwa seit Kriegsschluß still) mit Macht eingesetzt. Von oben rutscht der Verwitterungsschutt oft häufig sich unten in Schutthalden an und überdeckt schon vielfach das anstehende Gestein (siehe dazu 1. Aufsatz). Beim Betrachten der Schichtflächen einiger umherliegenden Blöcke fallen uns gewiß eigenartige Rillen auf, die fast parallel zueinander laufen. Rippelfurchen“ werden sie genannt. Wer schon am Meeresstrand gewesen ist, kann die gleichen Furchen im Sande beobachten, auch schon am Ufer unserer Talsperren. In den Rippelfurchen auf den Schichtflächen unserer heimatlichen Gesteine haben wir also einen der Beweise, daß die Gesteine einstmals Meeressande waren.

Wir kehren wieder zur Straße zurück und wandern weiter Ambrock zu. Nachdem wir durch die Bahnüberführung gegangen sind, wollen wir auf der linken Straßenseite die roten Schiefer genauer besehen. Wenn wir rechts den Eisenbahndamm etwas hinaufsteigen, läßt sich alles besser übersehen. Wir werden alsbald eine leichte Aufwölbung der Schichten, einen sanften Sattel, auffinden können. Figur 2.



Besonders wollen wir hier unser Augenmerk auf die beiden Spalten, die die Schichten senkrecht durchschneiden, richten: a, b und c, d. An die eine Spalten haben sich die Schichten gegeneinander verschoben und zwar ist x¹ gegen x und x² gegen x¹ abgerutscht. Wir haben an dieser Stelle also eine Störung der Schichten vor uns, nämlich eine Verwerfung. An den Verwerfungsspalten sind infolge der Schichtenverschiebung die roten Schiefer stark zertrümmert worden und bröckeln kräftig ab. Während hier das Abrutschen nur wenige Zentimeter beträgt, kann man im Ambrocker Steinbruch an einer Verwerfung schon einen Unterschied von mehreren Metern feststellen; die gewaltigste Verwerfung, die wir in unserer Heimat haben, ist die Ennepetalverwerfung (davon näheres später), mehrere tausend Meter beträgt hier das Absinken. Zur klaren Veranschaulichung von Verschiebungen an Spalten kann man sich ein Brett oder Balkenstück nehmen und nach dem man auf eine Seitenwand durch Linien die Gesteinsschichten angedeutet hat, dasselbe wie in Figur 2 zweimal senkrecht durchsägen. Wir erhalten dann 3 Teilstücke x, x¹ und x². Leicht läßt sich nun im Modell das beim roten Schiefer Erkannte darstellen, es ist ein stufenförmiger Bruch oder ein Staffelbruch. An dem gleichen Modell wollen wir uns noch klar machen, wie ein geologischer Graben und Horst entsteht. Lassen wir Teilstück x und x² ruhen und bewegen x¹ nach unten, so bekommen wir das Bild eines Grabens (geologischer Graben bei Holthausen, siehe Heimatblätter Nr. 8 „Die Hünenpforte“ —, die Oberrheinische Tiefebene ist ein gewaltiger geologischer Graben), bleibt Teilstück x¹ in Ruhe und bewegen sich x und x² nach unten, so ragt x¹ als Horst empor (der „Harz“ ist ein geologischer Horst im großen Ausmaß).

Wir gehen weiter. Nur einen kurzen Blick werfen wir in die nächsten verlassenen Steinbrüche auf der linken Straßenseite. Wir erkennen die Folge der Gesteinsbänke und sehen ihr nördliches Einfallen. Ein wunderbares Bild des Erdinneren eröffnet uns der große Bruch am Bahnhof Ambrock. Wir suchen noch einmal alles das zu finden und festzustellen, was wir im vorhergehenden besprachen. Vor allem treten uns große, schöne Schichtflächen mit Rippelfurchen vor Augen, und es gilt, die größere Verwerfung aufzusuchen, die von links oben nach rechts unten die roten und grauen bis graugrünen Schiefer und Grauwackensandsteinschichten durchquert. Lange wird uns das Bild zum Schauen und Beobachten festhalten. Dann setzen wir unsere Wanderung fort. Am Finking treten gewaltige Felsen an die Straße heran. Die Schichten fallen weniger steil ein als im Einschnitt bei Delstern, sie sind von vielen Spalten und Rissen durchzogen, und kräftige Verwitterung greift die Gesteine an.

Kurz vor Dahl, unterhalb „Funkenhaus“, treten wir noch einmal in einen Steinbruch ein. Einen vorzüglichen Baustein gibt dieser feste, graugrüne Grauwackensandstein ab. Einige Bänke sind von schmalen, weißlichen Adern durchzogen. Das ist Quarz, der sich in Gesteinsrissen vor vielen tausend Jahren einmal abgesetzt hat. Alle Schichten fallen wiederum nördlich ein. Noch eins müssen wir hier kennen lernen. Wir treten an eine Schlichtfläche heran, nehmen einen längeren Stab, halten ihn wagerecht und legen ihn in gleicher Lage an die Schichtfläche an. Die Richtung des Stabes gibt uns alsdann das Streichen der Schichten an. Wenn wir die Richtung mit dem Kompaß feststellen, so werden wir die Streichrichtung S.W. — N.O. erkennen. Unsere sämtlichen heimatlichen Gesteinsschichten haben in der Hauptsache diese Streichrichtung. Damit beschließen wir unsere heutigen Beobachtungen. Aehnliches wird jeder Leser in den Aufschlüssen seines Heimatortes auffinden und nacherleben können.

Im 2. Aufsatz hörten wir, daß unsere heimatlichen Gesteine in der Devonzeit sich gebildet haben. Damit verständlich wird, wohin diese Zeit zu verlegen ist, gebe ich eine kurze Zeittafel der Erdgeschichte. Wie wir in der Staaten- und Völkergeschichte vom Altertum, Mittelalter und von der Neuzeit sprechen, so hat man auch die Geschichte unserer Erde in Zeitalter eingeteilt und zwar: 1. Urzeit (Azoicum, griech.: a = ohne, zoon = Lebewesen; also die Zeit, aus der man keine versteinerten Lebewesen kennt), 2. Frühgeschichte (Eozoicum, griech.: eos = Morgenröte, zoon = Lebewesen, also die Morgenröte der Tierwelt, erste Versteinerung von Lebewesen), 3. Altertum (Paläozoicum, griech.: palaios = alt, Zeit der alten Lebewelt), 4. Mittelalter (Mesozoicum, griech.: mesos = mitten, Zeit der mittleren Lebewelt), 5. Neuzeit (Neozoicum oder Kainozoikum, griech.: neos oder kainos = neu, also Zeit der neuen oder heutigen Lebewelt.)

Unsere Devongesteine gehören nun dem Altertum der Erde an. Zum Altertum rechnet man von den älteren zu den jüngeren Schichten a) das Kambrium Cambria, alter Name für Wales, einer Landschaft in England, hier fand man zuerst derartige Gesteine; b) Silur, (Silurer, ein englischer Volksstamm, hier erstes Auffinden der Gesteine); c) Devon; d) Karbon (carbo = die Kohle, in dieser Zeit entstanden unsere Kohlen); e) Perm (Landschaft in Rußland, zu dieser Zeit entstanden in Deutschland die Salzlager, z. B. Kochsalz, Kali usw.). — Zum Mittelalter gehören a) Trias (Trias bedeutet Dreiheit, es entstanden in dieser Zeit Muschelkalk, Buntsandstein und Keuper); b) Jura (Gesteine des schwäbisch-fränkischen Juras) und c) Kreide (Bildung der Schreibkreide auf Rügen.) — Die Neuzeit teilt man ein in: a) Tertiär (Tertiär bedeutet dritte Zeit, dieser Ausdruck rührt noch aus der Anfangszeit der geologischen Wissenschaft her, da man die Erdgeschichte in drei Zeitalter einteilte, im Tertiär bildeten sich die großen Braunkohlenlager), b) Diluvium (lateinisch: diluvies = Wasserflut, Zeit großer Niederschläge und Eiszeit in Deutschland) und c) Alluvium (lateinisch: alluere = anschwemmen, d. i. die Gegenwart, wo die Flüsse Land anschwemmen).

So wissen wir, daß wir in unseren heimatlichen Gesteinen Zeugen ururalter Vergangenheit vor uns haben. Das nächstemal wollen wir an Hand dieser Zeittafel einen kurzen Gang durch die Erdgeschichte unserer näheren Heimat machen und dann im einzelnen unsere eigentlichen geologischen Wanderungen antreten.

Metallene Chronik von Hagen.

Von Wilhelm Ohm.

Aufstellung.

Münzen.

1917: 50 und 10 Pfennig in Zink.
1918: 50 und 10 Pfennig in Zink. Geprägt bei Heinrich Kissing in Menden.

Stadtmedaillen.

Ohne Jahr: Ehrenpreis der Stadt Hagen, Stadtwappen im Eichenkranz, Rückseite zwei weibliche Genien, modelliert W. Lammert, geprägt bei B. H. Mayer, Pforzheim.
Ohne Jahr: Ehrengabe der Stadt Hagen, Kopf Friedrich Harkort, Rückseite Westfalenroß, umher Wahlspruch Harkorts: „Das Leben gilt nichts ohne die Treue“, 1793 bis 1880, modelliert H. Dorn.

Porträtmedaillen.

1898: Eugen Richter zum 60. Geburtstage von L. Chr. Lauer, Nürnberg.
1899: Eugen Richter zum 25. Abgeordneten Jubiläum, von Fr. Langmann, Hagen.
1914: Hermann Busch, Vorderseite Richterturm, von Fr. Langmann, Hagen.
1926: Friedrich Harkort, Rückseite Westfalenroß von H. Dorn, Hagen.
1926: Willy Cuno, Rückseite Berliner Bär hält Hagener Stadtwappen, zum 25jährigen Jubiläum als Oberbürgermeister, von H. Dorn.
1926: Karl Ernst Osthaus, Rückseite Säer, umher D's Wahlspruch: „Wer die Einheit sucht, wirkt am Teppich des Lebens,“ von H. Dorn.

Ausstellungen.

1895: Kochkunstausstellung, Silber und Bronze, sowie Anhänger.
1898: Gartenbauausstellung, Silber und Bronze.
1898: Landwirtschaftliche Ausstellung, Bronze.
1898: Kanarien-Ausstellung, Bronze.
1902: Landwirtschaftliche Ausstellung, Bronze.
1905: 1. provinziale Kochkunstausstellung, Silber und Bronze.
1910: Gewerbeausstellung, Silber.
1913: Landwirtschaftliche Ausstellung, Silber.
1914: Jubiläums-Gewerbeausstellung, Silber und Bronze.

Schützenmedaillen.

Ohne Jahr: Hagener Schützenverein, im Felde Krone, Rückseite Eichenkranz.
1904: 19. Westfälisches Bundesschießen, Silber, sowie Anhänger in Zinkguß.
1920: Schützenverein Hagen-Unterberg, für 25jährige Mitgliedschaft.
1924: 2. Verbandsschießen südwestfälischer Schützenvereine.
1924: Stadtverband der Hagener Schützenvereine.
1926: 26. Westfälisches Bundesschießen mit Brustbild Hindenburgs, Silber.

Medaillen für Turnfeste.

1885: 7. Märk. Gauturnen und 25. Stiftungsfest des A. H.
1895: 13. Märk. Gauturnen.
1913: 50-Jahrfeier des Wehringhauser Turnvereins.

Medaillen und Kreuze für Krieger.

1863: 50-Jahrfeier der Befreiungskriege am schwarzrotgoldenen Bande.
1871: Friedensfest des deutsch-französischen Krieges.
1874: Hagener Kriegerverein, 50-Jahrfeier.
1899: Hagener Kriegerverein, 75-Jahrfeier.
1899: Hagener Kriegerverein, Kreuz für 25jährige Mitgliedschaft.
1914: Hagener Kriegerverein, 90 Jahrfeier.
1895 Krieger-Landwehrverein, den Combattanten.
Ohne Jahr: Hagener Landwehr-Unterstützungsverein, Kreuze in 2 fast gleichen Ausführungen, ältere und neuere Anfertigung.
Ohne Jahr: Altenhagener Kriegerverein, für 25jährige Mitgliedschaft, Silber.
1871: Eckeseyer Kriegerverein.
Ohne Jahr: Eckeseyer Kriegerverein, Kreuz.
Ohne Jahr: Eckeseyer Kriegerverein, Kreuz für 25jährige Mitgliedschaft.
Ohne Jahr: Eilper Kriegerverein mit Gründungsjahr 1867.
Ohne Jahr: Wehringhauser Kriegerverein, Kreuz
Ohne Jahr: Wehringhauser Kriegerverein, Kreuz für 25jährige Mitgliedschaft.
Ohne Jahr: Kriegerverein Deutscher Kamerad, Kreuz.
1895: Feier ehemaliger 56er.

Gesang-Wettstreite.

1892: Verein „Liedertafel“, auch Anhänger.
1895: Verein „Liedertafel.“
1902: Hagener Männer-Gesang-Verein, 55. Stiftungsfest.
1926: Verein „Rheingold“.

Fabrik-Jubiläen.

1908: Joh. Casp. Post Söhne, zum 150jährigen Bestehen der Firma.
1908: Funcke & Hueck, zum Einzug in die neuen Werkstätten.

Medaillen auf verschiedenste Anlässe.

1899: Städtisches Realgymnasium 100jährige Feier.
1900: Luther-Festspiele.
1915: Eiserner Schmied, Kriegsmal des Weltkrieges, groß in Bronze und Anhänger in Zink versilbert, von Bagdons.
1925: Verkehrswoche, Medaille in Bronze von H. Dorn.
Ohne Jahr: Vaterländischer Frauenverein, Verdienstmedaille in Silber.
Ohne Jahr: Polizei Oberbeamten Hagen, Medaille für beste Leistungen auf dem Gebiete der Kriminalpolizei.
Ohne Jahr: Polizei Oberbeamten Hagen, Medaille für den besten Dobermann im Verteidigen seines Führers.
1896: Närrischer Reichstag, 16lötrahliger Stern.
Ohne Jahr: Hundemarken, Messing schildförmig.
1917: Hundemarken, Zink rund, sowie 1922, 1923, 1924.
1925: Hundemarken, Messing rund.
1926: Hundemarken Messing viereckig.

Was die alten Flurnamen erzählen.

Von Dr. phil. Dr. jur. Dr. rer pol. Joseph Lappe.

Hermann Löns schildert einmal in dem Verkoppelungsliede „Es ging ein Mann durch das weite Land“, welche Wirkung die Verkoppelung für das Aussehen einer Feldmark hat: Der gewundene Bach im Tale wird gerade gelegt, Buschwerk und Teiche werden beseitigt, die Hecken ausgerodet, der Wildbirnbaum und die Pappeln, die dem Landmesser zwecklos erscheinen, werden umgehauen.

„Und also wird mit vieler Kunst
Die Feldmark regelrecht verhunzt.“

Was so der Dichter dem Zusammenlegungsverfahren vorwirft, beklagen die Naturfreunde, die ebenfalls die Vernachlässigung und Zerstörung des heimischen Landschaftsbildes auf die Verkoppelung zurückführen und die gemütlose Langeweile der heutigen Feldmarken beklagen. Aber noch eine andere traurige Erscheinung hat die Verkoppelung zur Folge gehabt, nämlich das Schwinden der alten Flurnamen. Während früher jede Stelle in der Feldmark einen besonderen Namen hatte, wodurch sie von allen anderen unterschieden und für die Flurgenossen genau bestimmt wurde, sind heute an deren Stelle in den Grundbüchern allgemeine Bezeichnungen nach Buchstaben und Zahlen getreten, die des charakteristischen Merkmals entbehren und für alle Feldmarken gleich sind. Wer gelesen hat und damit die blassen, prosaischen Bezeichnungen der Gegenwart vergleicht, glaubt sich manchmal aus einer altertümlichen Stadt Süddeutschlands mit ihren geschichtlich lehrreichen Straßennamen plötzlich nach der eist in der Neuzeit durch die Landesherrin geschaffene Stadt Mannheim mit ihren nichtssagenden, langweiligen Straßenbezeichnungen wie A 4, D 7, P 9 usw. versetzt. Und doch ist das Verschwinden dieser alten Flurnamen nicht nur an sich zu beklagen, sondern es geht damit auch eine wertvolle Geschichtsquelle verloren. Denn was uns die geschriebenen Quellen verschweigen, das verraten manchmal die Flurnamen, und um zu zeigen, wieviel Geschichte darin aufwahrt ist, seien im folgenden einige Flurnamen aus der Feldmark eines westfälischen Landstädtchens (Gesetze) nach dem Schatzkataster aus den Jahren 1692 bis 1694 sowie nach den älteren Flurkarten zur Erläuterung angeführt.

Rund um die Feldmark, wenn auch nicht genau der Grenze folgend, lief die „Landwehr“, die heute fast vollständig beseitigt und zu Ackerland gemacht ist, so daß ihr Lauf nur mehr an dem üppigen Wuchse des Getreides zu erkennen ist, da die verarbeitete Dammerde größere Fruchtbarkeit besitzt, als das müde Umland. Je nach den in der Nähe gelegenen Dörfern unterschied man eine „Holthauser, Heringhauser, Stockheimer und Elsinghauser Landwehr“, nach der Lage zur Stadt eine „Westernlandwehr“ und nach dem Alter eine „Neue Landwehr“. Wo ein Hauptweg hindurchging, entstand ein Durchbruch, der „Holl“ genannt wurde und seinen Namen nach den Ortschaften trug, wohin der führte. So gab es ein „Lipper (Lippstädter), Salzkottener, Upsprunger Holl“ usw. Dieser Durchgang war durch einen „Schlingbaum“ versperrt; denn die Landwehr diente zum Schutze der städtischen Feldmark gegen plötzliche Ueberfälle durch feindliche Ritterheere. Er bestand aus einem ziemlich hohen und breiten Erdwall mit einem Graben zu beiden Seiten, der mit Dornen, Heckenrosen, Hainbuchen, Kopfeichen usw. so dicht bewachsen war, daß es für einen gewappneten Ritter unmöglich war, mit seinem Pferde darüber zu setzen. Dafür waren auch die Durchgänge der Straßen durch den Schlingbaum geschlossen, der feindlichen Reitern — und diese waren in den ewigen Fehden des Mittelalters die gefährlichste Plage der Städter — den Durchzug wehrte und so den Bürgern Zeit gab, sich mit ihrer Habe in die Stadt zu flüchten. So gab es einen „Rüthener, Salzkottener, Upsprunger Schlingbaum“, je nach den Ortschaften, wohin die Straße führte, oder einen „Stälper“ und „Völmeder Schlingbaum“, nach den in der Nähe gelegenen Dörfern Stalpe und Volmede. Der Wächter, der den Baum aufmachte und schloß, hieß „Bäumer“ oder „Bäumker“, und nach dem Holl, an dem er saß, auch „Hollmann“. In der Landwehr gab es an besonders wichtigen Punkten Beobachtungstürme, die sogenannten „Wartttürme“ oder „Warten“ wie die „Heringhauser, Elsinghauser, Holthauser Warte“ und die „Warte Lugdahl“, auf denen Wächter standen, die nach den Feinden ausspähen und die Annäherung eines Streifkorps den in der Feldmark beschäftigten Bürgern und dem Turmwächter (Türmer) in der Stadt bei Tage durch Schwenken einer Fahne und des Nachts durch Feuersignale anzeigen sollten.

Zwischen der Landwehr und dem Festungsgürtel der Stadt lag die städtische Feldmark, die ursprünglich von mehreren Dörfern besiedelt war. Diese wurden im Anfang des 13. Jahrhundets, als die Landesherren, die Bischöfe von Köln, die Stadt als Grenzfeste gegen das Bistum Paderborn anlegten, zur Hebung der Zahl der wehrfähigen Bevölkerung in die neue Festung verlegt. So entstanden